

Ueber die Einführung der Kartoffel im Wehnthal und Badergebiet.

(Von J. L. Frei.)

Ein Eroberer kann dem Leben der Völker mit einem Rucke einen ganzen Umschwung geben; eine Erfindung oder Entdeckung durch einen genialen Geist vermag in gleicher Weise in das Leben einzugreifen und es umzugestalten, dass dies aber auch eine Pflanze vermag, das möchte man schwerlich glauben und würde es auch sicher nicht, wenn die Thatsache nicht vor uns stünde und spräche. Es ist dies die Kartoffel, welche für die Kultur unseres Erdtheils nicht minder wichtig geworden ist, als die Steinkohle und der Elektromagnetismus.

Diese Pflanze, *Solanum toberosum*, hat ihre Heimath in Chili und den Kordillern von Peru. Wie Amerika entdeckt wurde, fand man sie dasselbst allgemein angebaut. Gewöhnlich wird Franz Drake als der Mann angesehen, der sie 1573 nach Europa gebracht. Auch Sir John Hawkins wird diese Ehre zugezählt. Er soll sie schon 1545 aus dem Westen mit in seine Heimath gebracht haben. Wenn man das Widerstreben in Erwägung zieht, mit dem sie zur Anpflanzung aufgenommen wurde, mit der überhaupt alles Neue das gleiche Schicksal theilt, so mag für die Folge jeder der beiden Männer an dem Verdienste um ihre Verbreitung gleich grossen Antheil haben. Gewiss ist, dass sie 1586 Walter Raleigh aus Virginien nach England brachte. 1591 wurde sie zuerst von Clusius beschrieben.

Mit der Verbreitung der Anpflanzung ging es langsam, weil gegen sie eine Menge von Vorurtheilen zu überwinden waren, und weil man nur nach und nach in Erfahrung brachte, welche Behandlungsart ihr zu ihrem Gedeihen besonders zusagt, und weil man es auch nicht gerade verstund, sie auf die rechte Art für den Genuss angenehm zu machen.

Die »Gerbenstorfer Chronik« sagt: »Um 1730 fing man an hie und da in wenig benutztem Lande etwas Erdäpfel zu pflanzen.« Das ist für die Gegend wohl die früheste Nachricht, das Morgenroth ihrer Kultur, und wie die Sonne bald nach den Rosenwolken auf allen Bergen ihre Fackeln anzündet, so findet man auch nach dieser Zeit da und dort, dass mit ihrer Pflanzung die ersten Versuche gemacht wurden.

Sehr frühe kam die Pflanze nach Klingnau und wohl durch die Herren von St. Blasi, die der Kultur von solchen Seltenheiten entfernt nicht unzugänglich waren. Nach einer Mittheilung von Prof. Schleuniger starb sein Grossvater 1804 und in einem

Alter von 72 Jahren. Während dieser die Gemeindeschule besuchte, wurden im Städtchen die ersten Kartoffeln gepflanzt. Einmal erntete ein Bürger einige Viertel. Sein Knabe brachte dann und wann einige Knollen in den Hosensäcken in die Schule. Seine Kameraden waren sehr begierig darauf und brachten von Hause Zucker und was sie Aehnliches erwischen konnten, um sie dafür von ihm einzutauschen, und es entstand spielend ein Tauschhandel um einen neuen und wichtigen Gegenstand, der ein kleines, aber treues Bild von allen Anfängen eines bedeutsamen Kulturgegenstandes gibt, dazu bestimmt unter den Völkern eine grosse Rolle zu spielen.

Nach Ehrendingen kamen aus diesem Städtchen die ersten Kartoffeln. In Oberehrendingen setzte 1742 eine Frau, nur die Ambrosene genannt, im Sack, in der Nähe der heutigen Gypsgruben, also am Fusse der Lägern, die ersten, und das auf einem Platze, wo vorher ein »Säuberhaufen« verbrannt worden war. Man glaubte, die Knollen wachsen an den Stauden wie die »Rollen«, und Viele gingen während des Sommers hin, um sie zu sehen. Auch dieses Bildchen versetzt so recht an die Wiege der Kultur dieser Pflanze und nicht uninteressant ist auch das Folgende.

Christian Hitz in Siggingen, geb. den 26. März 1786, sagte uns, dass sein Vater, wenn er an die Arbeit ging, oft nur »Schnetterlinge«, eingemachte »Reben«, Gumpistreiben genannt, wie man auch Gumpistäpfel hatte, in den Rockbusen genommen, um sie während des halben Tages zu essen, und auf den Tisch sei für 14 Personen nicht mehr gebracht worden, als heute für 4, und doch hätte man damals auch gelebt. Er habe eine Zeitlang eine Magd von Lengnau gehabt. Diese habe in einem Deckelzeichen aus ihrer Heimath die ersten Kartoffeln in das Haus und auch in das Dorf gebracht, sie geschwellt und auf den Tisch gestellt. Begierig sei man auf das neue Gericht gewesen, und wohl wollte man die Knollen sammt den Häuten essen, wenigstens fand man sich in den Erwartungen so getäuscht und die Kost so widrig, dass man die Knollen, wie die Magd wieder vom Tische in die Küche ging, ihr auf den Rücken nachwarf, also sie möge mit ihrem Geschenk hingehen wo sie wolle und nicht wieder damit kommen.

In Rieden pflanzten die Eltern von Hauptmann Schneider die ersten Kartoffeln. Sie erhielten von

schern aus dem Schwarzwald einen Kratten voll, was wieder auf das Kloster St. Blasi, als Verbreiter dieser Kulturpflanze, zurückführt. Ob sie solche 1785 oder erst im folgenden Jahre das erste Mal pflanzten, vermochte er uns nicht mehr bestimmt zu sagen.

Jakob Renold von Dätwil war 1797 geboren. Seine Mutter stammte aus Möriken. Sie vermochte sich noch zu erinnern, dass die ersten Kartoffeln in ihr Dorf gebracht worden. Es geschah dies durch eine religiöse Sekte. Wer 10 Körbe voll machte, glaubte erstaunlich viel bekommen zu haben. — So wusste sich auch Fidel Widmer von Reienwil, geb. 1782, noch zu erinnern, dass des teuermeyers einmal 20 Körbe voll gemacht und deshalb die Hände ob dem Kopfe zusammenschlugen und sich fragten, was sie doch auch mit dieser Menge anfangen wollen. Man konnte sich eben nicht in die neue Zeit stellen, und hier könnten Viele sattsam lernen, dass die Kultur zu ihrer Entwicklungszeit haben will, und man den Satz nicht genug beherzigen kann, dass einer säet und der Andere erntet, dass ihn natürlich die würdigen mögen, die Alles mit einer Ueberhitze zeitigen wollen, säen und ernten zu eichen. Alles soll wachsen und zur Ernte reif werden, während sie stürmen und leidenschaftlich für eine Sache schwärmen, und doch gilt auch für die alte Kultur, wie für so Vieles im Leben, der Satz: Ohne Rast, aber ohne Hast.

Weiters sagt die »Gerbenstorfer Chronik«: Dass gegen die Erdäpfel immer noch (1750) an alten Vorurtheile obwalten. 1750 liess die Regierung von Schaffhausen einen unfruchtbaren Acker in hundert Theile theilen und erlaubte den Bürgern von Neunkirch daselbst 25 Juch. Kartoffeln zu pflanzen. Auch anderwärts sollte die Pflanze nur in abgelegenen Aeckern Raum finden.

»In Graubünden war Präsident Rudolf Hubert von Salis der Erste, der 1755 in diesem Lande Erdäpfel und Mais pflanzte.«

Ein Zürcher Kalender vom Jahre 1770 sagt, dass man auf Mooren Haufen gemacht und Kartoffeln darauf gepflanzt und ab einem 20 Viertel

30 Pfund geerntet, ab einem Mannwerk 7 Zentner«, weiters, dass sie die »Feisse« nicht lieben, und wenn sie zur Unzeit Gülle bekommen, eckelt werden, die Düngung auch gerne in das Kraut schlägt und die Knollen gerne klein bleiben. Er sagt dann, wie die Reichen den Armen an den Armen keinen Theil zum Pflanzen von Kartoffeln lassen wollen und weist darauf hin, wie viel Brod man damit sparen könnte, da man gewohnt sei, im Winter über jedem Schulkind ein Stücklein

mit in die Schule zu geben, es aber die Kartoffeln dem Brode vorzieht.

Sehr wichtig sind für die Kartoffelkultur der Gegend die Angaben, welche Landvogt Kaspar Scheuchzer in seinem landwirthschaftlichen Berichte vom Jahre 1764 in dieser Beziehung macht; denn sie zeigen, wie langsam und mühsam die Pflanze beim Volke Vertrauen und Eingang fand. »Kartoffeln«, sagt er, »werden sehr wenige gepflanzt, da in der ganzen Herrschaft gewaltige Vorurtheile gegen sie walten, als seien sie nicht gesund und nahrhaft und als werden sie nicht mit Vortheil gepflanzt.« Nach ihm pflanzten Schöfflistorf, Oberwennigen, Dielstorf, Sünikon und Niedersteinmaur noch gar keine, Obersteinmaur, Bachs, Schleinikon, Dachslern und Wasen nur wenige, ebenso Regensberg und Otelfingen.

Von Bopplozen sagt der Bericht, dass die Bauern keinen Geschmack daran finden, und von Bachs, dass sehr wenig gepflanzt werden, doch hegt er die Hoffnung, dass man je länger je mehr zur Erkenntniss ihres Nutzens komme und immer mehr gepflanzt werden, und von Niederweningen, dass man da und dort kleine Plätzlein anpflanze, doch komme die Ernte nicht in Betracht. Nach Angabe alter Bauern kamen die ersten im Anfange der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in das letztere Dorf, allein noch gegen das Ende desselben glaubte Einer erstaunlich viel gemacht zu haben, wenn er 5—6 Körbe voll bekam. Die ersten nannte man Kyburger, weil man sie von Kyburg her bekam. Sie waren länglich und ungemain zart.

Die Jahre 1770 und 1771 waren grosse Fehljahre, eine wahre Revolution für die bisherige Kultur und Lebensweise, und die Noth zwang die Leute, sich neue Quellen zu erschliessen, um künftig sicher leben zu können, und sie waren es recht eigentlich, welche den Kartoffelbau in ausgedehnterem Massstabe empfahlen, gleichsam gebieterisch forderten, sie so recht zu Ehren zogen. So sagt die »Gerbenstorfer Chronik«: »Bis um das Jahr 1770, in welchem in Folge von Misswachs Theuerung eintrat, war in vielen Gegenden der Kartoffelbau nicht beliebt.« Im folgenden Jahre bemerkt sie: »Der Kartoffelbau verbreitete sich von nun an über den grössten Theil der Schweiz. Um die Kartoffel und Anderes pflanzen zu können, wurde auf Verwenden des Landvogts Heinrichs Grob von Zürich die Alment Bauried bei Rheineck und Thal unter 729 Haushaltungen vertheilt.« »Die ökonomischen Gesellschaften«, sagt die Chronik weiters, beförderten den Anbau der Kartoffeln sehr. Die Noth führte auch zur besseren Benutzung der Almenten. Man liess sie durch Arme anbauen oder

bepflanzte sie auf öffentliche Kosten, indem man den Ertrag in die Gemeinskasse nahm. Der Obst- und Weinbau wurden sehr vermehrt. Da Gewerbe und Handel stockten, so mussten Spinner und Fabrikler ihren frühern Leichtsin büssen, besserten sich aber doch nicht. Gutsbesitzer und Bauern befanden sich bei der Theurung sehr wohl. • Weiters sagt sie über jene Jahre: »Die Obrigkeit benutzte die Nothzeit, um die Gemeinden anzuhalten, dass sie den Armen Land zum Pflanzen gaben. Gesellschaften, Geistliche, Herren und Bauern wirkten zur Beförderung des Landbaues zusammen.«

Nun trat aber dem Anbau ein anderer Umstand feindlich entgegen. Es war der Zehnten. Die Zehntenherren fürchteten, durch die Kartoffel in ihrem Einkommen beeinträchtigt zu werden und traten dem Anbau so viel möglich hemmend entgegen. Auch wurde die Frage aufgeworfen, ob die neue Pflanze überhaupt verzehntet werden müsse, und wenn, ob der Zehnten zum kleinen oder grossen gehöre. In Schneisingen wurde ziemlich zuerst entschieden, dass die Kartoffeln zum grossen Zehnten gehören, sobald sie auf Fruchtfeldern gepflanzt werden. So geschah es dann durchweg und hatte zur Folge, dass der Anbau lange nur auf Einschläge und Einfänge beschränkt blieb.

Fürsprech Serber sagt in seiner Beschreibung des Wehthals: »Die Stadt Zürich suchte ihre Rechte zu mehren, wie denen des Domstiftes Konstanz im Wehthale Abbruch zu thun. So suchte sie durch die Vögte zu Regensberg von dem urbar gemachten Boden der Lägern Zehnten-, Grund- und Bodenzins streng zu erheben, wie 1771 den Zehnten von den neuen Kartoffeln auf dem Brachfeld beziehen liessen.« Ebenso bemerkt Pfarrer Näf in seiner Ortsbeschreibung von Glattfelden: »1779 wird verordnet, dass die Erdäpfel richtig verzehntet werden sollen, ausgenommen ein wenig Erdäpfel im Krautgarten und in Wiesenecken bis auf $\frac{1}{2}$ Vierling. Zugleich wird in diesen bedenklichen Zeitläufen und aus landesväterlicher Vorsorge die Erdäpfelkultur sehr empfohlen.«

Dieses Hinderniss musste durch ein anderes welthistorisches Ereigniss beseitigt werden, und es war dies die franz. Revolution, welche nicht nur mit den Feudallasten zu brechen suchte, sondern mit allem Hergebrachten und gelang es ihr auch nicht, den grossen Zehnten wegzubringen, wie den kleinen, so bewirkte sie doch die Loskäuflichkeit desselben, und dass die Kartoffel zum kleinen geschlagen werde und mit ihm fiel. Nun stund ihrer Kultur kein Hinderniss mehr entgegen, auch auf dem besten Boden gepflanzt zu werden, und es

wurde ihr von da an auch die verdiente Aufmerksamkeit zugewandt.

Sie erwies sich nicht undankbar und lieferte so gesegnete Ernten, dass man glaubte, es sei gar nicht möglich, dass sie nur fehlen könne. Schwere Fuder wurden ab den Aeckern geführt, und die Bauern waren ebenso stolz darauf, wie auf ein Fuder Garben, der Haufen Kartoffeln im Keller auf trockener Streu, Hanfstengeln oder Retscheten, ihnen ebenso werthvoll, wie der Kornvorrath auf der Schütte. Der Ueberfluss führte aber auch da, wie überall, zu Missbrauch, der vergebens nach einer Entschuldigung sucht, besonders wenn die ärmern Klassen des Volkes darunter zu leiden haben; denn man fing an, sie in Brennerereien zu verwerthen, ein Getränk daraus zu bereiten, das dazu bestimmt schien, die niedern Volksschichten geistig und körperlich zu ruiniren, indem er zum schlechtsten Branntwein zählt, der erstellt wird und der Gesundheit wie einem gedeihlichen Leben feindlich entgegentritt.

Da kam das Jahr 1845, welches in der Agrikultur ebenso denkwürdig geworden, wie die Zeit der Einführung der Kartoffel. Diese ist krank, hiess es, und was dieser Ausruf sagen wollte, wie tief er in das Leben einschneidet, fühlte man aus dem Tone heraus, in dem er gesprochen wurde. Wir sahen die ersten kranken Pflanzen auf dem Birrfeld. Die Stengel waren unten noch grün, oben aber schwarz und dürr und viel mit trauernden Blüten auf einem Leichenfelde. Wie die Ernte ausfiel, was man mit ihr anfang, ist Allen noch in lebhafter Erinnerung, die Zeuge der Verwüstung gewesen waren.

Von da an kam die Krankheit immer empfindlicher und war gross genug, Nothjahre zu erzeugen, die ein volles Jahrzehnt umfassten. Je zarter eine Art war, um so empfindlicher wurde sie mitgenommen und Viele liessen sich mit aller Sorgfalt und Pflege nicht mehr erhalten. So verschwanden in Niederweningen die Kyburger- und an andern Orten die Zuckerkartoffel.

Man suchte der Erscheinung auf den Grund zu kommen und eine Broschüre um die andere erschien, welche die Krankheit zum Gegenstande hatte; es wurde aber alle Weisheit zu Schanden. Alles war nur ein sprechender Beleg dafür, wie wenig wir noch in die Geheimnisse der Natur eingeweiht sind, und dass unser Wissen nur Stückwerk ist und auch bleiben wird. Frische Aufbrüche und Waldboden sagten der Anpflanzung am besten zu und trockene Jahrgänge gesegneten Ernten. Auch rechtzeitiges Anpflanzen erwies sich als vortheilhaft.

Schon 1817 kamen von Zürich grosse weisse Kartoffeln in das Wehthal, namentlich nach Niederweningen. Sie hatten tiefliegende Augen. Man nannte sie Bodensprenger, hatten aber nicht die Gunst, häufig gepflanzt zu werden, und als die Krankheit kam, bezog man sie fast wie neu von Fisibach. Erst jetzt kamen sie zu Ehren; eine weisse, lange und glatte Art lief ihr aber doch bald den Rang ab und behielt ihn auch bis in die Gegenwart. Es wurden seit der Krankheit überhaupt viele neue Sorten angerathen und auch angepflanzt, allein die wenigsten mochten sich zu behaupten, und die runde rothe Kartoffel aus der Pfalz machte gar kein Glück.

Als im Jahre 1843 der Biela'sche Komet die Erdbahn schnitt, sagte uns gerade ein Pfarrer, dass wir die Folgen dieses Weltereignisses erst später kennen lernen werden, und wir haben seither und namentlich beim Eintritt der Krankheit, die sich eben nicht bloss an den Kartoffeln, sondern auch an den Kirschbäumen und noch vielen andern Pflanzen gezeigt, viel daran gedacht, ob er von seinem flüchtigen Stoffe nichts zurückgelassen, welcher dann, wie die Erde an den Durchschnittspunkt kam, von

ihr angezogen worden und sich mit der Atmosphäre mischte, und der dann von vielen Pflanzen nicht ertragen werden konnte. Man war ja auch geneigt, und sicher nicht ohne Grund, die heftigen Gewitter mit den erstaunlich vielen Blitzschlägen im Sommer 1871 dem Pulverdampf zuzuschreiben, der während den Riesenkanonaden im vorangegangenen Kriege in der Luft geblieben und überallhin zerstreut worden.

Man hat die Krankheit Insekten zugeschrieben; allein wir glauben, dass diese nur eine Folge derselben sind, namentlich da ein normalgesunder Körper nie solches Ungeziefer aufweist, und sich sogar der Epheu an keinen gesunden Tannen zeigt, sondern vorherrschend nur an solchen, die stockroth sind.

So greift oft Unscheinbares in das Leben ein und wird wichtig, wirkt oft umgestaltend, bringt in ihm eine wahre Revolution hervor, werden die Völker ganzer Welttheile in seine Abhängigkeit erklärt, ohne dass man sich recht sagen kann, wie es gekommen und ohne dass man etwas dagegen vermag.

Chronik der Alpenpost.

Chronik des S. A. C.

Soeben hat die Spezialkommission für das Bergführerwesen die „Grundzüge zu einem Reglement für die Bergführer und Träger“ (12 Seiten stark) herausgegeben. Diese Arbeit wird nun den Sektionen zur Prüfung vorgelegt und kommt alsdann (im Anfang Juni) nochmals zur Berathung der Spezialkommission und schliesslich zur Vorlage des Centralkomités. — In den 37 Artikeln dieser „Grundzüge“ ist nach unserer Ansicht Alles enthalten, was sowohl für die Interessen der Reisenden als der Führer und Träger gedacht werden kann. Wir werden später auf diesen Gegenstand zurückkommen; wer sich um die Sache sofort interessiert, kann die Broschüre durch den Präsidenten der Spezialkommission, Hrn. Iwan von Tschudi in St. Gallen, beziehen.

Sektion Neuchâtel. Der dortige Touristen-Club beabsichtigt, sich in eine Sektion des S. A. C. umzugestalten.

Signal auf dem Säntis. Die St. Gallische Sektion des schweizerischen Alpenklubs hat beschlossen, statt des unbequemen, die Rundschau störenden Steinmännli auf der Säntispitze ein circa 20 Fuss hohes trigonometrisches Signal von starker Eisenkonstruktion zu errichten. Dasselbe wird aus drei oben zusammenlaufenden Eisenstangen mit dreieckigem Jalousiedach aus Eisenblech bestehen und von

einem Blitzableiter gekrönt sein. In dem unteren offenen Raum wird ein runder, eiserner Tisch angebracht, um Panoramen, Karten u. dgl. bequem auszulegen, und an den Schenkeln des Signals Vorrichtungen zur Befestigung der Fernrohre. Die Schenkel werden durch ein niedriges Mäuerchen verbunden, das als Sitzbank dienen kann. Das Ganze wird den hübschen Anblick eines Pavillons darbieten und rechtzeitig bereit sein, die Festgäste des schweizerischen Alpenklubs und des deutschen Alpenvereins bei Anlass ihrer Jahresversammlung in Herisau und Bludenz aufzunehmen.

Chronik der Touristenziele und Kurorte.

Aargau. Das neue Spital für unbemittelte Kurgäste im alten Schinznacherbade ist nunmehr vollendet. Seit Jahren war aus Kollekten von wohlhabenden Kurgästen, aus Ersparnissen, aus Beiträgen der Badbesitzer und einiger Kantonsregierungen ein Fond gebildet worden zum Zwecke, die bis dahin für arme Patienten bestandenen Bad- und Wohnlokalitäten durch grössere und bessere zu ersetzen. Als Fr. 37,000 vorhanden waren, liess die aargauische Regierung Pläne und Kostenberechnungen anfertigen und im Jahr 1873 zum Bau schreiten.

Nach Schilderung des „Schweiz. H.-C.“ sind die Zimmer hell und geräumig, meistens mit schöner Aussicht in's